

# Saarstaat, Bundesland

**Das St. Wendeler Land nach dem Zweiten Weltkrieg  
und in der globalisierten Gegenwart – Vortrag  
Kulani Kulturzentrum Bosener Mühle 18.6.2017**

Man hat das 20. Jahrhundert als das „Amerikanische Jahrhundert“ bezeichnet – the American Century. Denn im 20. Jahrhundert haben die USA, beginnend mit dem Eintritt in den Ersten Weltkrieg, sich zum mächtigsten, reichsten und innovativsten Land der Erde entwickelt, zur Welt- und Supermacht, in jeder Hinsicht.

Wenn ich nun – in aller Bescheidenheit und natürlich nur für den Hausgebrauch – vom 20. Jahrhundert auch als dem „Saarländischen Jahrhundert“ spreche, dann ist natürlich etwas Anderes gemeint: kein Anstinken gegen die USA, sondern eine selbstbezogene, auch selbstkritische regionale Projektion.

Unser kleines „Saarländische Jahrhundert“ spielt als Begriff darauf an, dass nach dem Ersten Weltkrieg, also vor 100 Jahren, überhaupt erst das Saargebiet sich als territoriale, politische, ökonomische und kulturelle Einheit aus den Nebeln der Geschichte erhob.

Man formte es aus den preußischen Kreisen Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler, ferner aus Teilen der Kreise Merzig und St. Wendel sowie aus den bayerischen Bezirksämtern St. Ingbert und Homberg nebst 15 Dörfern des Bezirksamts Zweibrücken. Diese Einzelteile hatten nicht viel gemeinsam außer der Tatsache, dass sie jene Kohlegruben und Eisenhütten im Saarbecken umschlossen, die Frankreich 1919 als Beute aus dem Ersten Weltkrieg begehrte, dazu die Wohngebiete der dort beschäftigten Berg- und Hüttenarbeiter.

Die weiteren Einzelheiten sind bereits in früheren Veranstaltungen dargelegt worden. Mein Part ist es nun, zum Abschluss dieser welt- und regionalhistorischen Tour d'horizon jenes bizarre Gebilde zu beleuchten, das nach 1945 für zehn Jahre als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges entstand, und dann zum deutschen Bundesland Saarland überzuleiten, das nun auch schon über 60 Jahre auf dem Buckel hat und durch manche Krise gegangen ist.

Unter dem Aspekt des saarländischen Sonderweges ist die Zeit von 1947 bis 1955, in der im Saarland der christlich-konservativ-soziale Ministerpräsident Johannes Hoffmann regierte, sicher die eigentümlichste und originellste. Man hat die damals bestehende politische Entität, die um ein Drittel größer war als das frühere Saargebiet, als Saar-Staat bezeichnet, und damit ist die Richtung angegeben.

Das Saarland war erneut vom deutschen Staatsgebiete abgetrennt und figurierte als teilautonomes Territorium unter französischer Oberhoheit. Unsere Eltern und Großeltern hatten Pässe der „Republique Francaise“ mit dem Aufdruck: „Nationalité Sarroise“ – das sagt im Grunde schon genug.

Mithin war das Saarland zwar kein souveränes Land wie etwa Luxemburg, aber doch eine Art Zweidrittel-Staat mit eigenen Briefmarken, eigener Währung und eigenen Zigarettenmarken. Saarländische Nationalmannschaften traten 1952 unter saarländischer Flagge bei den Olympischen Spielen in Helsinki und 1954 zur Fußballweltmeisterschaft in der Schweiz an – leider unterlag im Fußball die Saar-Auswahl, trainiert von Helmut Schön und betreut vom Verbandspräsidenten Hermann Neuberger, in der Vorrunde im Saarbrücker Ludwigsparkstadion mit 1:3 der Mannschaft der Bundesrepublik Deutschland, die dann Weltmeister wurde.

1955 sollte dieses unser Ländchen, in dessen Diensten übrigens als Öffentlichkeitsarbeiter auch ein gewisser Peter Scholl-Latour stand, noch eine höhere Stufe der Auserwähltheit erklimmen. Es sollte einen europäischen Status erhalten und ein völlig neuartiges supranationales Gebilde werden, als „Wiege und Sinnbild des Vereinigten Europa“, wie der französische Außenminister Robert Schuman sagte. Für kurze Zeit stand dem Saarland der Weg auf höchste europäische Gipfel offen – aber die Saarländer mochten ihn nicht einschlagen.

Wer dies heute historisch richtig einschätzen will, der sollte sich wenigstens ansatzweise in die Atmosphäre jener Nachkriegsjahre hineinfühlen, als Westeuropa im Gründergeist vibrierte. Es ging um die Europäische Einigung – für heutige Generationen ein Thema zum Gähnen, weil das freundschaftliche, nachbarschaftliche Miteinander der europäischen Völker, besonders der Deutschen und Franzosen, in den vergangenen Jahrzehnten zu etwas Alltäglichem, ja Selbstverständlichem geworden ist. Das war es aber vorher nie.

Als Winston Churchill, der unerschrockene Mitbezwinger des Nazi-Regimes, am 19. September 1946 in der Universität Zürich seine berühmte Rede an die Jugend der Welt hielt und darin für „eine Art Vereinigte Staaten von Europa“ plädierte, denen Großbritannien übrigens nicht zugehören wollte, da erregte dies ungeheures Aufsehen. Vor allem sein Vorschlag, der „erste Schritt zur Neubildung der europäischen Familie“ müsse eine Partnerschaft Frankreichs und Deutschlands sein, wurde ein Jahr nach der mühsamen Niederringung des Dritten Reiches geradezu als schockierend empfunden, wie der Historiker Hagen Schulze schreibt.

Über Jahrhunderte hin hatten Deutsche und Franzosen sich immer wieder bekriegt, zuletzt ganz schrecklich im Ersten und im Zweiten Weltkrieg. Dennoch wurden ganz im Sinne Churchills die Wiederaufnahme der Deutschen in die europäische Völkerfamilie und die deutsch-französische Verständigung, betrieben von Konrad Adenauer und Charles de Gaulle, zum Motor jener Einigungsbemühungen, aus denen schließlich die Europäische Union hervorging.

Eine Vielzahl von Initiativen wurden ergriffen, und es kam dann 1950 zwei Franzosen zu, den Grundstein für die EU zu legen: Jean Monnet und Robert Schuman. Beide waren dazu durch ihren Lebensweg bestens disponiert. Monnet, ein welt- erfahrener Weinbrand-Exporteur aus Cognac, hatte erfolg- reich auch politische Missionen unternommen. Robert Schuman fühlte sich als „Mann von der Grenze“. Der hagere Katholik war 1886 in Luxemburg als Sohn eines Lothringers und einer Luxemburgerin geboren, hatte in Deutschland studiert und sich in Metz als Anwalt niedergelassen.

Mit Monnet war er sich einig, dass „die deutsche Frage“ den Kern der „europäischen Frage“ bilde und dass Deutschland nicht noch einmal, wie nach dem Ersten Weltkrieg, isoliert werden dürfe. Die Folgen waren zu schrecklich gewesen. Außerdem wussten beide um die Angst der Franzosen vor einem neuen deutschen Angriff und vor einer industriellen deutschen Vorherrschaft. Es war deshalb kein Zufall, dass die zwei Visionäre bei den Sondierungen für die Bildung einer europäischen Gemeinschaft die Branchen Kohle und Stahl als Exerzierfeld für den Aufbau neuer supranationaler Strukturen auswählten.

Es ging um die Rüstungsindustrie. Die Zusammenführung dieses Industriezweigs unter einem gemeinsamen Dach würde es den Deutschen nie mehr erlauben, Panzer und Kanonen zu produzieren, ohne dass ihre Partner dies merkten.

Diese Absicht wurde nie verbrämt, auch nicht an jenem gloriosen 9. Mai 1950, der bis heute als Europatag erinnert wird. Robert Schuman, damals französischer Außenminister, hatte kurz zuvor Monnets Entwurf für die Errichtung einer Europäischen Gemeinschaft für Kohl und Stahl (EGKS) erhalten und sofort erklärt: „Ich bin dabei.“ An jenem 9. Mai trat er im Uhrensaal des Außenministeriums am Quai d’Orsay in Paris vor die Welpresse und erklärte: „Der Frieden der Welt kann nicht gewahrt werden ohne schöpferische Anstrengungen, die der Größe der Bedrohung entsprechen.“ Und dann präsentierte er das von Monnet vorbereitete und unter dem Namen Schuman-Plan in die Geschichte eingegangene Projekt einer Montan-Union, eben der EGKS, die den „ersten Grundstein einer europäischen Föderation“ darstellen sollte.

Franzosen, Belgier, Luxemburger, Niederländer und Italiener fanden sich danach rasch mit den Deutschen zusammen, nur die Briten hielten sich abseits. So entstand die Sechser-Gemeinschaft, am 18. April 1951 wurde in Paris der EGKS-Vertrag unterzeichnet, und am 10. August nahm in Luxemburg die neu gegründete Hohe Behörde der Montan-Union ihre Arbeit auf, geleitet von Jean Monnet.

Diese Hohe Behörde war später das Modell für die EWG- und die EU-Kommission. Auch der Europäische Gerichtshof, der Ministerrat und die parlamentarische Versammlung wurden damals installiert und später in die jeweils folgenden Formationen des Einigungsprozesses überführt: aus der Montan-Union wurde die EWG, aus der EWG die EG, und schließlich aus der EG die EU.

Ich kann hier nicht die Phasen der fortschreitenden Integration beschreiben, auch nicht die Krisen, die immer wieder aufflammten und immer wieder beigelegt werden konnten, mitunter mit abenteuerlichen Kompromissen. Es muss genügen zu erwähnen, dass aus der Sechsergemeinschaft ein Bund von 28 Staaten wurde – **minus einer**, der die EU jetzt wieder verlassen will. Wir haben schon seit etlichen Jahren einen gemeinsamen EU-Binnenmarkt, eine gemeinsame europäische Währung und einen schrankenlosen Grenzverkehr zwischen mehr als zwei Dutzend Staaten.

Dergleichen hat es nie zuvor in der Geschichte der Menschheit gegeben, in keinem Teil der Welt. Nie zuvor hat eine derart große Gemeinschaft von Nationen so lange, so intensiv und so friedlich-schiedlich zum wechselseitigen Nutzen und Vorteil zusammengewirkt. Nie zuvor gab es auch einen wirkungsvolleren Mechanismus der Demokratisierung ganzer Staaten als das Verfahren eines Beitritts zur Europäischen Union.

Millionen Migranten in benachbarten Kontinenten betrachten aus ihrer konkreten Erfahrung von Hunger, Krieg und psychosozialem Elend heraus dieses Europa des Friedens und der Prosperität als ein Sehnsuchtsziel. Dies muss einmal herausgestellt werden – bei allen Unzulänglichkeiten, die wir gelegentlich an der EU zu beklagen haben. Die schiere Existenz und Dauer der EU ist eine historische Sensation und eine Ausnahme, also gerade **keine** Selbstverständlichkeit. Deshalb müssen wir sie hüten als das Kostbarste, was wir in Europa je errungen haben.

In diesem einzigartigen historischen Tableau war einmal dem Saarland eine höchst ehrenvolle Sonderrolle zugeordnet war. Es sollte – ich wiederhole die Worte des großen Robert Schuman – „die Wiege und das Sinnbild des Vereinigten Europa“ werden. Bundeskanzler Konrad Adenauer und der französische Premierminister Pierre Mendès-France hatten 1954 das Europäische Statut für die Saar ausgehandelt, mit dessen Hilfe die immer noch umstrittene Saar-Frage, der letzte Zankapfel im Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich, geklärt werden sollte.

Man wollte das Saarland wieder aus der französischen Oberhoheit lösen, es aber nicht zu Deutschland schlagen, sondern ihm einen supranationalen Status verleihen – unter dem Schirm der Westeuropäischen Union (WEU), die 1954 nach dem Scheitern einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und parallel zur Aufnahme der Bundesrepublik in die Nato als eine Art kollektiver Beistandspakt ins Leben gerufen worden war. Dies wäre eine einmalige Sache geworden – es gab kein anderes Territorium mit diesem Status.

Und dieser neue Status sollte vergoldet werden mit der Ansiedlung wichtiger europäischer Institutionen in Saarbrücken, für deren Unterbringung französische Architekten bereits konkrete Pläne entwarfen. Beispielsweise wollten Adenauer und Mendès-France die Hohe Behörde der Montan-Union von Luxemburg nach Saarbrücken verlegen, nachdem Adenauer zuvor die von Paris gewünschte Aufnahme des Saarlandes in die Montan-Union blockiert hatte.



Man darf sich heute fragen, ob dann, wenn diese Pläne Wirklichkeit geworden wären, die aus dieser Hohen Behörde hervorgegangene EU-Kommission wohl auch in Saarbrücken geblieben wäre, statt sich in Brüssel niederzulassen. Und was hätte sonst noch alles kommen können, wären diese Blütenträume der fünfziger Jahre wahr geworden? Wäre die EU heute ein Europa der Regionen mit dem Saar-Staat als Pionierland? Oder hätten wir gar die Vereinigten Staaten von Europa mit dem Saarland als historischer Keimzelle, als Nabel des Kontinents?

Natürlich sind das Seifenblasen-Spiele, weil wir wissen, dass es anders gekommen ist – aus vielerlei Gründen. Der erste, aber beileibe nicht der einzige war, dass die Saarländer das Europäische Saar-Statut bekanntermaßen in einer Volksabstimmung am 23. Oktober 1955 bei einer Wahlbeteiligung von 97,5 Prozent mit einer Mehrheit von 67,7 Prozent der Stimmen ablehnten. Der langjährige Ministerpräsident und frühere Journalist Johannes Hoffmann hatte engagiert und vehement für dieses Saar-Statut gekämpft und trat nach der Niederlage zurück. Es triumphierten die vom Saarbrücker Rechtsanwalt Heinrich Schneider, dem Vorsitzenden der Demokratischen Partei Saar (DPS), angeführten Parteien des Deutschen Heimatbundes, so auch CDU und SPD.

Sie hatten die Abstimmung zu einem Kampf um die Zugehörigkeit zu Deutschland gemacht und ihre Gegner als Vaterlandsverräter und Separatisten attackiert. Gegen den als JoHo bekannten Johannes Hoffmann agitierten sie mit der Parole „Der Dicke muss weg“. Der Dicke war übrigens im Raum St. Wendel verwurzelt: sein Vater stammte aus Alsweiler und zog als junger Mann nach Landsweiler, JoHo selber pflegte die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen nach Alsweiler recht intensiv.

Hoffmann, ein Nazi-Gegner, der nach 1935 in Frankreich und Brasilien im Exil überlebt hatte, errichtete freilich als Gründer und Vorsitzender der Christlichen Volkspartei (CVP) seit 1947 im Saarland ein Regime, das man gewiss nicht als lupenrein demokratisch bezeichnen kann. Presse und Rundfunk waren gelenkt, die Opposition wurde mit Mitteln des Polizei- und Überwachungsstaates schikaniert. Hoffmann verdächtigte seine Gegner, die für die Rückkehr des Saarlands zu Deutschland kämpften, als Nationalisten und versuchte sie niederzuhalten. „Es regierten kleinmütige, mißtrauische engstirnige Politiker“, so schrieb später der Schriftsteller Ludwig Harig über die Hoffmann-Regierung, „unter ihrer Herrschaft wurden Rundfunksendungen zensiert, Publikationen verhindert, Bücher verboten, verheiratete Lehrerinnen mussten den Schuldienst quitieren, und wir ehemaligen Hitlerjungen, so eifrig und lernwillig wir uns auch vom Blut- und Bodengestank zu reinigen versuchten, waren dem argwöhnischen Kultusminister nicht sauber, nicht astrein genug und seinem Argwohn ein Dorn im Auge.“

Mehrere prodeutsche Parteien wurden von der Regierung Hoffmann verboten. Sie agierten deshalb im Untergrund: eine von der CVP abgespaltene CDU-Saar, die in der Saar-Frage gegen den CDU-Vorsitzenden Adenauer stand; eine von der Sozialdemokratischen Partei Saar (SPS) abgesplitterte Deutsche Sozialdemokratische Partei (DSP) und dazu Heini Schneiders DPS, die später in der FDP aufging. Veteranen dieser Parteien haben später berichtet, wie sie sich damals, im Untergrund, konspirativ in Kneipen oder Pfarrhäusern trafen, auch im Kreis St. Wendel, oder wie sie nächtens Zeitungen und Druckmaschinen „aus dem Reich“ über die Grenze ins Saarland schmuggelten.

Diese Grenze war nach dem Zweiten Weltkrieg nach Norden verschoben worden, das Saarland war um ein Drittel größer als das alte Saargebiet, gerade im Raum St. Wendel trat dies zutage. Die Orte der heutigen Gemein-den **Freisen, Nohfelden und Nonweiler** waren „aus dem Reich“ hinzugekommen, ebenso das Ostertal. Damit waren auch im Kreis St. Wendel – und sind es bis heute – wieder jene vier historischen Herrschaftsgebiete vertreten, die einst auf dem Gebiet des ganzen Saarlandes den Ton angaben: das Kurfürstentum Trier, das Herzogtum Lothringen, das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken und die Grafschaft Nassau-Saarbrücken.

Die heutige Kreis- und Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz war zur JoHo-Zeit die Grenze zur Bundesrepublik Deutschland, über die man bei jeder beliebigen Fahrt gerne ein paar günstig erworbene Gegenstände unverzollt einzuschmuggeln suchte. Auch das sind sehr spezielle Reminiszenzen aus einer Ära, die ansonsten in einer Weise politisch aufgewühlt war, wie wir uns das heute kaum noch vorstellen können. Der Abstimmungskampf von 1955 spaltete auch in unseren Dörfern viele Familien und brachte Freunde auseinander, Jahrzehnte lang wirkte er noch atmosphärisch nach.

Bis heute ist die wichtigste Persönlichkeit jener Zeit, Johannes Hoffmann, im Grunde verfemt. Wegen seiner repressiven Politik bleibt auf seinem Bild ein Schatten. Doch darf darüber nicht vergessen werden, dass der politische Katholik JoHo in der Schicksalsfrage des 20. Jahrhunderts, der Frage nämlich „Wie hältst Du es mit Hitler?“, von Anfang an die Katastrophe erkannt und sich mutig dem braunen Terror entgegengestellt hat, mit allen Risiken.

Viele Jahre wurde er dafür von seinen Gegnern, unter denen viele alte Nazis waren, verfolgt und verhöhnt. Und wenn wir hören, dass sein Gegenspieler Heinrich Schneider in jungen Jahren in Berlin die Saarstelle der NSDAP geleitet hat und eine Zeitlang als deren Gauredner aufgetreten ist, dann hat das heute einen anderen Geschmack als 1955.

In jenem Schicksalsjahr 1955 jedenfalls endete die höchstwahrscheinlich interessanteste Epoche der Saar-Geschichte, die auch in der internationalen Presse große Aufmerksamkeit fand. So berühmt wurden wir nie wieder. Den meisten Saarländern war dies gar nicht bewusst. Auch mir nicht, sonst hätte ich niemals meine saarländische Briefmarken-Sammlung später leichthin verschenkt.

Saarländische Hoheitszeichen, so exklusiv sie sein mochten, waren ja nun nicht mehr gefragt. Zum 1. Januar 1957 wurde als Ergebnis der Volksabstimmung und der daraus resultierenden Verhandlungen das Saarland als elftes Bundesland der Bundesrepublik Deutschland angeschlossen – man sprach von der „kleinen Wiedervereinigung im Westen“. Und am Tag X, dem 6. Juli 1959, vollzog man nach einer Schonfrist auch die wirtschaftliche Rückgliederung.

Für die Bewohner des St. Wendeler Landes wie für alle Saarländer und alle Deutschen in der BRD waren diese Zeit und besonders die folgenden Sechzigerjahre eine Epoche des wirtschaftlichen Aufschwungs. Man konnte sich Waschmaschinen und Autos leisten, man fuhr zum ersten Mal in Urlaub. Die Landwirtschaft verlor an Bedeutung gegenüber dem industriellen und dem nun wachsenden Dienstleistungssektor. Wie in anderen Teilen Europas vollzog sich ein tiefgreifender Strukturwandel.

Diese Transformation war im Saarland vor allem durch die Kohlekrise geprägt, die in die Ära des langjährigen CDU-Ministerpräsidenten Franz Josef Röder fiel – er regierte von 1959 bis 1979. Schon bald nach der Rückgliederung stürzten der Verdrängungswettbewerb des Erdöls und die aus fernen Kontinenten herangeführte billige Importkohle den Bergbau an der Saar (und ebenso im Ruhrgebiet) in eine existentielle Krise. Heimische Kohle war preislich nicht mehr konkurrenzfähig, die Förderung musste zurückgefahren werden und wurde später mit Milliarden subventioniert.

Auch im Saarland begann das Zechensterben – 1959 wurde als erste die Bexbacher Grube St. Barbara geschlossen. Es folgte die ganze Riege der 29 staatlichen Bergwerke, eines nach dem anderen. Stetig und dramatisch sank die Zahl der Beschäftigten, von denen Tausende auch in den Dörfern des Kreises St. Wendel lebten. 1957 waren es im ganzen Saarland noch 65.000; 1973, 16 Jahre später, nur noch 21.000, weniger als ein Drittel. Die Kurve wies abwärts und stand bei 5.300 im Jahr 2008. Damals war schon nur noch das Bergwerk Saar in Ensdorf in Betrieb. Und als in der Primsmulde am 23. Februar 2008 ein schweres Grubenbeben die Erde erschütterte, wurde auch dort der Betrieb angehalten. Die endgültige Stilllegung kam 2012 – eine Epoche war am Ende.

Diese historische Zäsur war nicht nur eine ökonomische und soziale, sondern auch eine seelische. Jeder hier im Saale weiß, wie stark das Leben der Saarländer in den vergangenen 200 Jahren bis in den Alltag der Familien, bis ins Dorf-, Vereins- und Privatleben hinein, bis ins Denken und Fühlen der Menschen vom Bergbau geprägt worden ist. Auch und gerade im Kreis St. Wendel, wo fast ein Jahrhundert lang in jedem Dorf Dutzende Männer auf den Gruben arbeiteten – sie stellten lange die größte Berufsgruppe, und ihre St. Barbara-Bruderschaft war im Ort oft der größte Verein.

Auf die Kohlekrise folgte die Stahlkrise, in beiden Fällen wurden die Verwerfungen ausgelöst von äußeren Entwicklungen. Es handelte sich schon damals um Effekte der Globalisierung, auch wenn man das noch nicht so nannte. Auch die Stahlproduzenten in Europa litten unter der Billig-Konkurrenz aus Übersee, und nicht nur im Saarland, sondern auch in den Nachbarregionen Belgiens, Luxemburgs und Lothringens gingen traditionsreiche Unternehmen in die Knie, Zehntausende verloren ihre Arbeitsplätze.

An der Saar, wo die dramatische Phase 1974 begann, traf es die traditionsreichen Hüttenwerke in Neunkirchen und Völklingen, ein Teil der alten Völklinger Hütte wurde Weltkulturerbe der UNESCO. Aus dem noch brauchbaren Rest formte man die Saarstahl AG, die dank mancher politischen Intervention die Krise überstand. Höchst vital steht heute auch die Dillinger Hütte da, die dank des späteren Stahlbooms und dank besonderer Fertigkeiten ein bedeutender Produzent ist und weltweit den Stahl für aufsehenerregende Bauwerke liefert, Hochhäuser, Brücken, Pipelines und Kreuzfahrtschiffe zum Beispiel.

An der erfolgreichen Restrukturierung war der Sozialdemokrat Oskar Lafontaine, der von 1985 bis 1998 als Ministerpräsident das Land regierte, führend beteiligt, auch die Bundesregierung gab hohe Zuschüsse, um der Stahlindustrie an der Saar das Überleben zu ermöglichen.

Gleichwohl gingen viele Arbeitsplätze verloren. Zwischen 1960 und 1984, also in 24 Jahren, verringerte sich die Zahl der Beschäftigten in der saarländischen eisenschaffenden Industrie von 42.000 auf 22.000, fast die Hälfte. Heute sind es noch 15.000 – und das ist noch immer eine stattliche Zahl.

**Zum Vergleich:** rund 33.000 Menschen, also mehr als doppelt so viele, sind heute im Saarland im Tourismus beschäftigt, davon 7.500, knapp ein Viertel, hier im Kreis St. Wendel. Der Tourismus ist hierzulande eine junge Branche, die in den großen Zeiten von Stahl und Kohle noch gar nicht existierte. Gerade wurde mit einer Million Besuchern und drei Millionen Übernachtungen im Jahr 2016 im Saarland ein neuer Rekord aufgestellt. Die meisten Übernachtungen, fast ein Drittel, verzeichnete übrigens der Kreis St. Wendel, und diese 900.000 Übernachtungen wurden vor allem am Bostalsee generiert, dort vor allem in dem 2013 eröffneten Center Park mit seinen 500 Ferienhäusern.

Der Bostalsee-Komplex steht damit beispielhaft für einen neuen Strukturwandel, der sich gerade vor unser aller Augen vollzieht. Als vor fast 50 Jahren der damalige St. Wendeler Landrat und nachmalige Ministerpräsident Werner Zeyer im Verein mit dem Nohfeldener Amtsvorsteher Hermann Scheid und anderen die Anstauung des Bostalsees in die Wege leitete und dieses touristische Projekt anschob, erwarteten wohl nur die kühnsten Träumer einen solchen Erfolg. Er wurde dem Landkreis nicht geschenkt. Immer wieder, bis in die jüngere Zeit waren vielfältige Initiativen der zuständigen Kommunal- und Landespolitiker nötig. Aber jetzt hat das Projekt quasi den Status eines historischen Meilensteins erreicht, hoffen wir, dass es auch in der Zukunft so gut funktioniert.

Dem Tourismus eng verbunden ist das gute Essen, und in dieser Hinsicht hat das Saarland mit seinen Sterne-Restaurants einen europäischen Spitzenrang erlangt, der viel zur größeren touristischen Attraktivität beiträgt. Auch der Raum St. Wendel hat da einiges zu bieten. Außerdem: das Saarland ist in den vergangenen Jahrzehnten ein Autoland geworden.

Ein bedeutendes weiteres Element der Innovation ist die Bildung eines Clusters im Bereich der Informationstechnologie, des bedeutendsten in Deutschland, zu dem zwei Max-Planck-Institute und das größte Labor des Deutschen Zentrums für Künstliche Intelligenz gehören. Aus der Universität Saarbrücken heraus, deren IT-Professoren seit 1969 wahre Pioniere waren und international höchstes Ansehen genießen, wurden mehr als 200 Firmen gegründet, andere kamen hinzu und heute bietet diese Zukunftsbranche im Saarland bereits über 8.000 Arbeitsplätze – Tendenz stark steigend. Auf der Weltkarte der Informatik ist übrigens neben Saarbrücken auch Schloss Dagstuhl bei Wadern dick verzeichnet: seit 1990 treffen sich dort im Leibniz-Zentrum für Informatik zu Fachkongressen regelmäßig die größten Koryphäen der Welt.

Auch im Kreis St. Wendel haben Informations- und Kommunikationstechnologie, Mechatronik und Automatisierung, Biotechnologie und Health Care ihren Platz gefunden. Wer über die neuesten Errungenschaften des 21. Jahrhunderts einmal kräftig staunen will, dem sei ein Besuch bei der Firma Fresenius Medical Care in St. Wendel empfohlen, weltweit einer der größten Standorte für die Produktion von Dialysatoren für Nieren-Kranke. Die Firma liefert in mehr als 120 Länder und beschäftigt als einer der größten Arbeitgeber im Landkreis über 1700 Menschen – dazu eine wachsende Zahl von Robotern. Die neue Zeit ist da, auch hier bei uns.



Ein anderer großer Name aus der Riege der Firmen, die in den vergangenen Jahrzehnten einen steilen Aufstieg genommen haben und heute das Wirtschaftsleben der Region St. Wendel und des ganzen Saarlandes prägen, ist Globus. Gegründet 1828 als Einzelhandelsgeschäft am Dom in St. Wendel, ist Globus heute ein Konzern mit 45.500 Beschäftigten in mehreren Ländern, nebenbei auch einer der größten Arbeitgeber im Raum St. Wendel und im ganzen Saarland. Mit seinen 46 SB-Warenhäusern, 90 Baumärkten und sieben Elektrofachmärkten gehört Globus zu den führenden Handelshäusern und Familienunternehmen in Deutschland, hinzu kommen 25 riesige Warenhäuser und zwei Baumärkte in Tschechien und Russland.

Also ein Stück Globalisierung in der Gegenrichtung, wie es auch für die Firma Pizza Wagner in Otzenhausen gilt. Sie entstand 1969 aus einer Dorfgaststätte in Braunshausen und beschäftigt heute 1750 Mitarbeiter, ihre Produkte werden in alle Welt geliefert und haben in Deutschland einen Marktanteil von 30 Prozent. Seit 2010 befindet sich die Firma, einer der größten Hersteller von Tiefkühl-Pizzen in Europa, mehrheitlich im Besitz des weltgrößten Lebensmittel-Konzerns, der schweizerischen Nestlé S.A.

Ich will es bei diesen Beispielen bewenden lassen, denn sie machen hinreichend klar, wie die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte verlief: von der Industrieproduktion zum Dienstleistungssektor, der zwei Drittel der saarländischen Arbeitsplätze bietet. Vom Arbeiter- zum Angestellten-Milieu, von der Hand- zur Kopfarbeit. Und so war es ja auch im Rest der Welt.

Die Region St. Wendel hat davon enorm profitiert. Waren früher hier die Arbeitslosenraten die höchsten im Saarland, so sind sie heute die niedrigsten: ein Wert von aktuell 3,5 Prozent, bei der Jugendarbeitslosigkeit sogar von nur 2,7 Prozent kommt schon der Vollbeschäftigung ziemlich nahe. Beim Vergleich der Wirtschaftskraft rangiert **WND** auf einer Liste der 402 deutschen Landkreise und kreisfreien Städte laut Focus Money auf Platz 103 – **SLS** folgt auf Platz 199, alle weiteren unter Ferner liefern.

Wer hätte das gedacht? Der Kreis St. Wendel, der zwar mit 476 Quadratkilometern 17 Prozent der saarländischen Fläche einnimmt, aber mit knapp 89.000 Einwohnern nur neun Prozent der Einwohner stellt, ist im Land der Spitzenreiter. Also ist hierzulande der Strukturwandel in wirtschaftlicher Hinsicht offenbar geglückt.

Einen wichtigen Anteil daran haben neben dem bereits genannten Werner Zeyer (1961-72) auch dessen Nachfolger, von Dr. Waldemar Marner (1974-1992) über Franz Josef Schumann (1992-2007) bis zum heutigen Amtsinhaber Udo Recktenwald, der seit 2007 im Amt ist. Dies deshalb, weil das Projekt Bostalsee ja unter der Regie des Landkreises vorangetrieben wurde, durch alle Höhen und Tiefen. Und auch deshalb, weil bei dieser Entwicklung das Amt für Wirtschaftsförderung, das der Landkreis St. Wendel 1980 als erster im Saarland gegründet hat, eine bedeutende Rolle gespielt hat. Allein von 1980 bis 2000 konnten die Ansiedlung von 46 Unternehmen und 368 Existenzgründungen erfolgreich begleitet werden. Im selben Zeitraum entstanden 5.000 neue Arbeitsplätze.

2004 wurde die Wirtschaftsförderung einer GmbH übertragen, an der der Landkreis und die Stadt St. Wendel mit jeweils 35 Prozent die Löwenanteile tragen. Bei dieser GmbH ist übrigens auch das Unternehmer- und Technologiezentrum (UTZ) angesiedelt, das 1995 in der früheren Tabakwarenfabrik Marschall in St. Wendel eröffnet wurde und das ebenfalls ein wichtiger Motor des Wandels wurde. Nicht zuletzt ist hier die 1999 von Stadt und Kreis gegründete Wendalinus-Park St. Wendel GmbH zu nennen, die mit Bravour nach dem Abzug des französischen Militärs die Konversion des Kasernen-Geländes am Stadtrand von St. Wendel gemeistert hat.

Überhaupt muss hier auch der Name des St. Wendeler Bürgermeisters Klaus Bouillon fallen, der die Kreisstadt 31 Jahre lang, von 1983 bis 2014, regierte und sie in dieser Zeit aufweckte, sanierte, modernisierte und durch zahlreiche Feste, Märkte, Kultur- und Sportveranstaltungen bis hin zu Weltmeisterschaften weit über das Saarland hinaus bekannt machte. Die Zahl der Unternehmen in St. Wendel stieg in seiner Amtszeit von 340 auf 1.151, die Zahl der Arbeitsplätze verdoppelte sich auf mehr als 15.000. Die Bürger dankten es ihrem Bürgermeister bei der letzten Wiederwahl 2010 mit einem Rekordergebnis, das kein anderer saarländischer Politiker je erreicht hat: 85,1 Prozent der Stimmen.

Womit wir nun endgültig bei der Politik wären, die im Vergleich zur neueren Wirtschaftsgeschichte ja eher unspektakulär verlief. Ich kann hier nicht auf einzelne Gemeinden eingehen und auch mit Blick auf die Kreisebene nur ein paar dicke Linien zeichnen, also das hervorheben, was aus der Rückschau sich als historisch wirkungsmächtig erwiesen hat. Wie überhaupt dieser ganze Vortrag nur eine grobe Skizze sein kann, die gewisse Elemente eines größeren Zusammenhangs benennt.

Unter den Parteien war auf der Kreisebene seit 1957 stets die CDU die stärkste Kraft, sie dominierte auch in der Mehrzahl der Gemeinden. Als fundamentales Problem ergab sich in jüngerer Zeit die fortschreitende Verschuldung der Kommunen, zum Teil durch äußere Faktoren, vor allem Beschlüsse der Bundes- und Landesebene, bedingt, zum Teil durch eigene Entscheidungen. In der historischen Perspektive stellt dies den Fortbestand der Gemeinden und ihre politische Autonomie in Frage. Schon wird ja von vielen eine neue Gebiets- und Verwaltungsreform erwartet, ebenso eine Neugliederung der Bundesländer, und beides verheißt nach meiner Meinung für unsere Region nichts Gutes.

Es ist schon fraglich, ob die Gebietsreform von 1974, die auf der Kommunal- und Kreisebene sicher das einschneidendste politische Ereignis der vergangenen 60 Jahre war, tatsächlich die ersehnten Früchte gebracht hat. Zwar hat der Landkreis damals seine Haut gerettet, aber die meisten Dörfer haben es nicht. Sie wurden eingemeindet: aus 74 früher selbständigen Gemeinden im Kreis St. Wendel wurden acht Großgemeinden, auf Landesebene reduzierte sich ihre Zahl von 345 auf 52.

Unter Fachleuten gilt die saarländische Gebietsreform neben der hessischen und der nordrhein-westfälischen als eine der rabiatasten und unsensibelsten – im Unterschied zum Vorgehen in Rheinland-Pfalz oder Schleswig-Holstein. Dort behielten die einzelnen Dörfer größeren Spielraum, auch finanziell. Neueste Untersuchungen in anderen Bundesländern ergeben, dass die Erwartungen sich nicht erfüllt haben. Die Verwaltung wurde, kurz gesagt, weder besser noch billiger noch effektiver noch bürgernäher – aber dieses Urteil ist natürlich nicht unumstritten. Eine kritische Bestandsaufnahme täte dringend not, in jedem einzelnen Dorf, ehe man an die nächste Gebietsreform geht.

Renommierte Experten wie der Essener Geograph Prof. Dr. Gerhard Henkel, der „deutsche Dorfpapst“, warnen dringlich davor, weiter nach dem System der „Zentralen Orte“ zu verfahren. Es wurde in den 1930er Jahren von dem Geographen Walter Christaller entwickelt und stellte gewissermaßen die Übertragung des Führerprinzips auf die Raumordnung dar – angewandt wurde es zuerst im besetzten Polen. Auch dieses würde man heute wohl anders bewerten als 1974.

Indes hat sich das Leben auf dem Land seit 1974 und erst recht seit 1957 grundlegend geändert, in jeder Hinsicht. Zwei Entwicklungslinien vor allem treten hervor: **Erstens** geht seit etlichen Jahren in Deutschland, besonders stark auch im Saarland, die Bevölkerung kontinuierlich zurück. Ende 1995 hatte der Kreis St. Wendel rund 96.000 Einwohner, heute sind es, wie gesagt, noch knapp 89.000 – ein Minus von 7,3 Prozent. Der Unterschied ist mancherorts noch viel drastischer, auch in einigen Dörfern unserer Region.

**Zweitens** haben der wirtschaftliche und der gesellschaftliche Wandel den Menschen völlig neue Möglichkeiten eröffnet, aber auch historisch gewachsene Zusammenhänge und Zusammenhalte zerstört. Wir leben heute völlig anders als unsere Eltern und Großeltern, und zumeist ist es die Folge der Globalisierung.

Diese Globalisierung ist ein höchst komplexer Vorgang, beruhend auf neuen technischen Erfindungen, auf kultureller Öffnung, wirtschaftlicher Konzentration und einer neuen Handelspolitik. Die neu vernetzte Welt, wie wir sie seit etwa 25 Jahren erleben, hat Leitmedien, die das alles möglich machten. Es sind neben dem Telefon und dem Fernsehen vor allem der Personal Computer und das Internet, die neue Dimensionen eröffnet haben. Aber auch das Auto, das Flugzeug und der Container gehören zu den Elementen des neuen Lebensstils, und vor allem ist es der Umstand, dass der Einsatz dieser Instrumente und Vehikel stetig billiger und einfacher geworden ist.

In allen Lebensbereichen hat sich der Austausch über Kontinente hinweg beschleunigt und vervielfacht, und es geht dabei nicht nur um Waren, Arbeitsplätze und Finanzprodukte, sondern auch um Informationen, um Denkweisen, um Moden und Sehnsüchte, es geht um unseren ganzen Lebensstil. Der Geographie-Professor Hans Heinrich Blotevogel, hat dies einmal „die räumliche Entankerung der Lebensbezüge“ genannt.

Die Folgen sind einschneidend, gerade im Dorf und in der kleinen Stadt. Alte Häuser sind verschwunden, Geschäfte wurden geschlossen, auch die Zahl der Gaststätten ist drastisch geschrumpft und die alten, originellen Wörter der heimatlichen Mundart geraten rapide in Vergessenheit. Statt dessen: überall Englisch.

Ich habe dieses Metamorphosen als Journalist in einer längeren Recherche am Beispiel meines Heimatdorfes Alsweiler untersucht, und ich habe sehr gestaunt. Vor 80 Jahren gab es in Alsweiler 14 Kolonialwarenhandlungen, heute hat der Ort kein einziges Lebensmittelgeschäft mehr. Die Blumen des dörflichen Gärtners kamen – bis er vor zwei Jahren schließen musste – aus Israel, Äthiopien und Ecuador. Wo einst die alte Drahtfabrik stand, ist heute ein Ingenieurbüro, das eine Filiale in Hangzhou in China hat. Das Pfarrhaus ist verkauft worden, die Filialen der Kreissparkasse und der Volksbank sind geschlossen. Ein Wandlungsprozess von historischem Ausmaß greift in Alsweiler wie in allen anderen Dörfern Europas tief in den Alltag ein.

Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit hat eine Generation so radikale Veränderungen erlebt wie die der heute 80- oder 90-Jährigen, gerade hier bei uns. Als sie geboren wurden, um 1930, da waren ihre Heimatorte gerade erst mit Elektrizität und fließendem Wasser versorgt worden, gerade gab's die ersten Autos und die ersten Telefone.

Unvorstellbar war für die meisten dieser Menschen, dass sie als Großeltern einmal umstandslos zum Pilgern nach Jerusalem fliegen oder Urlaub in der Türkei machen würden. Und niemals hätten sie sich ausgemalt, dass so, wie einst sie selber zu Fuß zum Jahrmarkt in die Kreisstadt gingen, ihre Enkel am Wochenende kurz mal mit dem Auto nach Hamburg brettern oder im Flieger nach Barcelona düsen würden.

Auch der gesellschaftliche Zusammenhang ist berührt, vor allem das Vereinsleben. Vereine sind in unseren Breiten ein Lebenselixier und ein wichtiges Stück Heimat. Sie sind das so genannte soziale Kapital, das jede demokratische Gesellschaft braucht. Erst dadurch wird sie zur Bürgergesellschaft. Was wir an den Vereinen und Bürgerinitiativen jeder Art haben, ist vielfach erforscht und erprobt. Vereine vermitteln besonders jungen Leuten eine hohe soziale Kompetenz und verhindern kulturelle und soziale Verwahrlosung. Sie helfen, die eigenen Interessen zu erkennen, zu artikulieren und zu vertreten, und sie bewahren den Einzelnen vor Isolation.

Was das wert ist, erkennt man in anderen Ländern, etwa in Mittel- und Osteuropa, wo es diese Traditionen nicht oder nur in weit geringerem Maße gibt. Gerade auf dem Land stehen die Menschen oft den Machenschaften ihrer korrupten Eliten ohnmächtig gegenüber – deshalb ist es zum Beispiel in Rumänien oder Lettland so schwer, die Korruption zu bekämpfen und den Rechtsstaat zu etablieren.

Doch diese Kultur des Helfens, der Gemeinschaft und der Wechselseitigkeit ist heute auch bei uns von Erosion bedroht. Man braucht einander nicht mehr so wie früher. Man mag die Verbindlichkeit nicht mehr. Man schätzt die Freiheit und die Individualität stärker als früher – und all das sind ja keine verdammenswerten Motive.



Die Folge ist, dass diese oder jene Vereinsaktivität flach fällt, zumal der Rückgang der Bevölkerung in die gleiche Richtung wirkt. Zahlreiche Vereine schränken mangels Einsatzwiller der Mitglieder ihre Tätigkeit ein oder beenden sie, andere schließen sich mit Gleichgesinnten aus dem Nachbardorf zusammen, der Umschwung ist fundamental. Man muss von einem Niedergang auf breiter Front sprechen, der auch einen Verlust des gesellschaftlichen Zusammenhaltes mit sich bringt.

Gerade hier bei uns im Saarland tun sich mittlerweile große Lücken auf, was auch deshalb auffällt, weil ja nirgends sonst in Deutschland die Vereine so zahlreich waren und sind. Der Ursprung dieses Phänomens liegt im 19. Jahrhundert, als die Berg- und Hüttenarbeiter auf den Saargruben begannen, ihre bewundernswerte soziale Selbstorganisation auf die Beine zu stellen, die sich im dörflichen Vereinswesen fortsetzte.

Ein anderer Entwicklungsfaktor, der unsere Gegenwart immer stärker prägt, ist die Migration, und zwar die **Migration in beiden Richtungen**. Tausende haben in den vergangenen Jahrzehnten den Kreis St. Wendel, wo sie geboren wurden und aufgewachsen sind, verlassen, um in großen Städten oder fernen Ländern ihr Glück zu machen. Und Tausende sind aus anderen Ländern Europas und aus anderen Erdteilen zu uns gekommen, haben sich hier niedergelassen, haben hier geheiratet. Ihre Kinder wachsen mit unseren Kindern auf. Auch das ist ein Megatrend der jüngeren Zeit, der in ganz Deutschland und ganz Westeuropa sichtbar wird.

Im Kreis St. Wendel lebten 2011 laut dem Zensus dieses Jahres insgesamt 8620 Personen mit Migrationshintergrund, einschließlich der deutschstämmigen Aussiedler aus Mittel- und Osteuropa. Und die Zahl der Flüchtlinge, die in jüngster Zeit hinzukamen, beträgt aktuell rund 1520.

Ich greife, um den Hintergrund zu illustrieren, noch einmal auf mein Beispiel Alsweiler zurück. Seit 1970 haben hunderte junger Menschen das Dorf verlassen. Einer ist heute Küchenchef in einem Fünf-Sterne-Hotel in Chicago. Ein anderer erforscht als Geoökologe in Israel den See Genezareth. Ein dritter hat drei baden-württembergische Chemiefirmen in Taicang bei Schanghai geleitet. Wir hätten auch drei Professoren zu bieten und einen IT-Unternehmer, der sein Geschäft im Silicon Valley gelernt hat. Ferner einen Veranstalter mittelalterlicher Feste, einen früheren thüringischen Innenminister und eine frühere Sekretärin des deutschen Bundespräsidenten.

Schauen wir uns auch die Einwanderer an. In Alsweiler lebten schon vor zehn Jahren 62 Menschen, die eine andere als die deutsche Staatsbürgerschaft haben, nicht gerechnet die Eingebürgerten. Einheimische sind verheiratet mit Frauen oder Männern aus Brasilien, Ungarn, Rumänien, England, Algerien etc. Unter diesen Neubürgern sind ein Koch aus Paris, eine Floristin aus Thailand und ein Techniker aus Texas, der zeitweise der Vorsitzende des Alsweiler Musikvereins war. Der Trainer des Tennisclubs ist ein Tscheche.

Auch über die Eingesessenen und Dagebliebenen wäre ähnlich Interessantes zu berichten, sie sind ja auch nicht stehen geblieben. Ich erwähne dies nur kurz, um schlaglichtartig das ungeheure Potential an Bildung, Wissen und Erfahrung zu beleuchten, das mit einem einzigen Dorf verbunden ist. Man käme wenn man in ähnlicher Weise die Verhältnisse in Bliesen oder Kastel oder irgendeinem anderen Dorf untersuchte, bestimmt zu ähnlichen Ergebnissen.

Die Frage ist: wie kann man dieses ganze Potential zum Nutzen einer Dorfgemeinschaft erschließen und zusammenführen? Anders gesagt: Wie geht man kreativ mit der Migration um? Hier sehe ich im Kreis St. Wendel einen guten Ansatz, nämlich das vor drei Jahren gegründete Netzwerk St. Wendeler Land, das unter der Regie des früheren Sparkassen-Direktors Josef Alles und des früheren Nohfeldener Bürgermeisters Hermann Scheid einmal im Jahr zusammenkommt und Kontakte zwischen hier und draußen knüpft.

Ein anderes höchst interessantes Projekt, das die Region auszeichnet, stellt die 1994 gegründete Kulturlandschafts-Initiative St. Wendeler Land dar, deren Leiter Werner Feldkamp auch diese Veranstaltung hier in Bosen und diese ganze Veranstaltungsreihe zur Geschichte der Region auf die Beine gestellt hat. Ich bin gespannt, wie diese breit angelegte Initiative und auch der von Kulani begründete Lokalwarenmärkte in die Gesellschaft hineinwirken und in welchem Maß sie auch einen ökonomischen Niederschlag finden wird.

Die Auseinandersetzung mit dem, was gewesen ist, erscheint mir für alle weitere Planung und Entwicklung eine unerlässliche Voraussetzung. Darüber herrscht heute ja breite Übereinstimmung. Das war nicht immer so, wir wissen, wie viele alte Häuser und andere Kulturdenkmäler in den vergangenen 70 Jahren abgerissen wurden. Hier sind sehr schmerzliche Verluste zu beklagen. In Tholey, St. Wendel und Remmesweiler sind bemerkenswerte Ensembles erhalten, in anderen Dörfern steht mitunter nur noch ein einziges schönes altes Haus, ansonsten dominiert der standardisierte moderne Zweckbau, geschichts- und gesichtslos und ohne Zukunft.

Umso höher ist es zu schätzen, dass in den vergangenen 15 Jahren auch die keltische und die römische Vergangenheit der Region neu in den Blick genommen wurden, und zwar mit dem Ziel, neue Erkenntnisse zu gewinnen und diese dann auch touristisch zu vermarkten. Im Jahr 2001 gründete der Kreis mit den Gemeinden Tholey, Oberthal, Marpingen und Nonnweiler die Terrex gGmbH, die seither im einstigen Oppidum der Treverer bei Otzenhausen und im römischen Vicus im Wareswald bei Tholey systematisch gräbt.

So schließt sich ein großer Kreis, und so wird versucht, die Geschichte von zwei Jahrtausenden für die Gegenwart nutzbar zu machen. Wer über die lange Distanz blickt, der erkennt sehr bald, dass diese Region St. Wendel und das Schaumberger Land von mehr als einer Kultur geprägt worden sind. Angefangen bei den Kelten und den Römern, und endend mit der „nationalité sarroise“ tritt immer wieder deutlich hervor, dass wir hier im Herzen Europas auf der Naht zwischen dem romanischen und dem germanischen Kulturraum leben. Im Laufe der Jahrhunderte sind unsere Vorfahren ebenso von dem französischen König Louis XIV. und unter Napoleon beherrscht worden wie von Bismarck und Hitler.

Immer wieder spielten auch andere Einflüsse hinein. Ich nenne nur als Beispiel die Figur des heiligen Mauritius, Patron des Klosters Tholey und umliegender Dörfer. Er war ja bekanntlich ein römischer Offizier mit schwarzer Haut aus Oberägypten, im Mittelalter wurde er dargestellt als der „heilige Mohr“.

Das belegt einmal mehr: die Migration und die Durchmischung der Kulturen sind nicht erst ein Phänomen unserer Tage, sondern sie stand am Anfang der Menschheitsgeschichte. Dies soll ganz und gar nicht heißen, dass alles wurscht oder minderwertig wäre, was wir bisher an saarländischem und an lokalem Heimatbewusstsein kultiviert haben. Im Gegenteil: Gerade jetzt ist eine klare Vorstellung vom Wert unserer regionalen Eigenart und unseres kulturhistorischen Erbes nötiger denn je, damit wir nicht im großen Strudel der Globalisierung untergehen.

Wir brauchen ein modernes Heimatbewusstsein. Und dafür taugen ein altmodisches Heimatgedödel und eine dumpfe Fremdenfeindlichkeit genau so wenig wie eine naive Multi-Kulti-Euphorie, die den eigenen Erfahrungen und Überzeugungen nur noch einen minderen Wert beimisst. Wir haben zur Weltkultur etwas beizusteuern, und zwar nicht nur den Debbelappes und ein gotisches Juwel, die älteste urkundlich belegte Abtei auf deutschem Boden, sondern beispielsweise auch die Skulpturen von Leo Kornbrust und die Gedichte von Johannes Kühn, die weit über das Saarland und weit über Deutschland hinaus Anerkennung gefunden haben.

Wir brauchen Offenheit, Unerschrockenheit, Selbstbewusstsein und vor allem gute Informationen, um uns zu vergewissern, was unsere Region und ihre Bewohner in der Geschichte, in der Gegenwart und in der Zukunft für eine Rolle hatten, haben und haben können. Und niemals wird das gelingen ohne den Blick auf den größeren Zusammenhang.

Unser Schicksal ist und bleibt Europa. Und unsere Aufmerksamkeit muss gelten der ganzen Welt.

## L i t e r a t u r

Brill, Klaus, Deutsche Eiche made in China, Die Globalisierung am Beispiel eines deutschen Dorfes, München 2009; Ders., Die Heimat in Zeiten der Globalisierung, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, 32. Ausgabe 2009-20012, S. 26-35

Burgard, Paul und Linsmayer, Ludwig, Der Saarstaat, Bilder einer vergangenen Welt, Saarbrücken

Der Landkreis St. Wendel, Vergangenheit und Gegenwart, hrsgg. vom Landrat des Kreises St. Wendel, St. Wendel 1968

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, hrsgg. vom Landrat, fortlaufende Jahrgänge seit 1996/96

Harig, Ludwig, Hin- und Rückfahrten, Reiseerzählungen, Band IV der gesammelten Werke, hrsgg. von Benno Rech, München 2007, S. 75

Herrmann, Hans-Christian und Schmitt, Johannes (Hg.), Das Saarland, Geschichte einer Region, St. Ingbert 2012

Henkel, Gerhard, Rettet das Dorf! Was jetzt zu tun ist, München 2016

Hoffmann, Johannes, Das Ziel war Europa, Der Weg der Saar 1945 – 1955, München-Wien 1963

Hudemann, Rainer und Poidevin, Raymond, Die Saar 1945-1955, Ein Problem der europäischen Geschichte, München 1992

Linsmyer, Ludwig (Hg.), Die Geburt des Saarlandes, Zur Dramaturgie eines Sonderweges, Saarbrücken 2007

Rösel, Felix, Sparen Gebietsreformen Geld? ifo Dresden berichtet 23 (04) S. 45-49; Ders. , Die politischen Kosten von Gebietsreformen, ifo Dresden berichtet, 2016, 21-25. Vgl. auch [www.mdr.de/nachrichten/politik/regional/gebietsreformen-studie-ifo-100.html](http://www.mdr.de/nachrichten/politik/regional/gebietsreformen-studie-ifo-100.html)

Schulze, Hagen, Kleine deutsche Geschichte, München 1996

Von der „Stunde 0“ zum „Tag X“, Das Saarland 1945-1959, Saarbrücken 1990